

waren nur wenige Mitglieder, jedoch alle Vertreter verschiedener Wissensgebiete, die im akademischen Leben Rußlands keine unbedeutenden Rollen spielten. Unter ihnen befanden sich der Assistent Professor Marr's, des weltbekannten Schöpfers der Jephiten-Theorie, und ein naher Mitarbeiter des Schamanen-Forschers, Tan Bagoras. Arkádi Sinjagin wurde während der Jeschow-Aktion „liquidiert“. Versammlungsort dieser Gruppe war der erhalten gebliebene Wintergarten einer eleganten Wohnung am altvornehmen Nėwski-Prospekt. Themen waren: „Menschliche Ernährung durch „Brana““ (Duft), „Mystische Erlebnisse mit Christus“ und ähnliche. Die Mitglieder dieses Kreises verlangten, daß jeder geistig entwickelte Mensch imstande sein müsse, sich sowohl auf die philosophische Ebene zu erheben als auch einem Feind die Kehle durchzubeißen. Der ganze Kreis wurde 1930/31 vollständig vernichtet.

Die GPU liquidierte damals auch eine Freimaurerloge in Leningrad, die unter der Leitung des ehemaligen Zarenoffiziers Tüfjájew gestanden hatte.

Der mit der Tradition Rußlands eng verbundenen Rosenkreuzer-Bruderschaft in Moskau (gegründet zur Zeit Katharinas d. Gr. von N. S. Nówikoff, dem Besitzer der ersten populärwissenschaftlichen Bibliothek Rußlands) gehörten in den Jahren 1930/33 die bedeutendsten Wissenschaftler Moskaus an, darunter ein sehr bekannter orthodoxer Theologe und ein Bischof derselben Kirche. Auch der Sohn des bekannten Antisemiten, Staatsanwalt Schmakóff (1924 aus UdSSR geflohen, 1926 in Brasilien gestorben), Ingenieur Schmakoff, der selbst durch sein Buch „Geistige Pneumatologie“ bekannt wurde, war Mitglied. In der Rosenkreuzerbibliothek zu Moskau, die vollständig erhalten geblieben war, befanden sich Bücher, von denen nur zwei Exemplare erschienen waren. Versammlungsort war der 30 Kilometer von Moskau entfernte Ort Nikolina Gorá. Seit 1934 fehlt über diese Vereinigung jede Nachricht. (Schluß folgt.)

Versuch über Rilke

Von HUBERT BECHER S.J.

Die drei großen deutschen Lyriker, die gegen Ende des 19. und im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts hervortreten, haben ein sehr verschiedenes Schicksal gefunden. Stefan George ist fast vergessen und erntet kaum anderes als Widerspruch, so daß man geneigt wäre, bei aller Eingrenzung und Ablehnung seine geschichtliche Leistung und bleibende Bedeutung herauszustellen. Hugo von Hofmannsthal ist in seiner Tiefe und Größe überhaupt noch nicht recht erkannt. Nur wenige schätzen ihn, wie er es verdient, während der Ruhm, den ihm die Vertonung einiger Werke durch Strauß und die Wiener Bühne brachte, schnell verblaßt ist. Einzig der rätselhafte Rainer Maria Rilke erfreut sich einer Beachtung, die eher zu steigen als zu sinken scheint.

Dies bedeutet nicht, daß sein Wesen und Werk im sicheren Besitz seiner Verehrer wären. Ob es nun von Verehrung und Hingabe geschriebene Erinnerungsbücher sind,¹ ob es sich um Arbeiten handelt, die seine geistige Entwicklung darstellen² oder ihn in seinen wichtigen Motiven³ verstehen wollen, ob sie mit Hilfe seiner Briefe und der Zeugnisse seiner Freunde den geistigen Ort suchen, an dem seine bedeutendsten Werke entstanden sind,⁴ oder ob vorsichtige und saubere Kommentare geschrieben werden,⁵ man kann das Urteil verantworten, Rilke bleibe nach wie vor eine unerkannte und dunkle Erscheinung. Der unbedingten Verherrlichung steht zwar nicht so sehr leidenschaftliche Ablehnung als eine unwillkürliche Scheu gegenüber, sich mit ihm zu beschäftigen. Die große Mode des Stundenbuches und der Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke ist im allgemeinen vorüber. An ihre Stelle sind die Duineser Elegien getreten; aber nur wenige haben den Mut zu sagen, daß sie sie nicht verstehen.

Man kann nicht daran zweifeln, daß diejenigen, die Rilke im Leben nahestanden, sich bewußt oder unbewußt bemühten und bemühen, ein bestimmtes Bild des Dichters zur Geltung zu bringen, in dem die dunklen Züge beiseite gelassen werden. Die Herausgeber seiner Briefe gehen mit Vorsicht zu Werke. Man fühlt sich dabei fast an das Schicksal des Nietzsche-Nachlasses erinnert. Widersprechende Stimmen werden als skandalsüchtig bezeichnet. Und doch rechtfertigt der Umstand, daß das so umfangreiche Briefwerk des Dichters ebenso zu ihm gehört wie seine eigentlichen Dichtungen, die Forderung einer allseitigen Erhellung. Gleichwohl können alle diese Zeugnisse nur Hilfen bedeuten, um die Dichtung Rilkes zu verstehen und zu würdigen.

Eines ist sicher: Menschen, die dem Dichter im Leben sehr nahestanden, haben die größten Einwendungen gegen ihn und seine Dichtung erhoben. Niemand wird etwa Rudolf Kaßner die Berechtigung absprechen, über die Kunst und den Künstler zu urteilen. Wenn er es sich auch versagte, der Öffentlichkeit Entscheidendes mitzuteilen, so bleibt die Tatsache bestehen, daß er sich von Rilke entfernte. Er trug auch kein Bedenken, auf die Frage, ob gewisse Vermutungen, die die Beschäftigung mit der Rilkeschen Dichtung aufkommen lassen, Mißverständnisse oder echte Erkenntnisse seien, Erschütterndes mitzuteilen.

Gewiß kommt es nicht darauf an, Tatsachen und Urteile zusammenzustellen, die Rilke abträglich sind, aber die Wahrheit fließt aus Licht und Schatten zugleich. Vielleicht kann die Zukunft den Dichter besser beurteilen, als es die heutige Quellenlage gestattet. Wir müssen für heute feststellen, daß das uns zugängliche Werk Rätsel und Dunkelheiten, Widersprüche und Gegensätze in Fülle bietet. Wer zeigte wie er Weichheit und Gefühlsseligkeit und zugleich Härte? Bildhaftigkeit und zugleich Abstraktheit, Hingabe

¹ *Elisabeth Schmidt-Pauli*, Rainer Maria Rilke. Ein Gedenkbuch. Lorch-Stuttgart 1946, Bürger-Verlag. (296 S.) — *Maurice Betz*, Rilke in Paris. Zürich 1948, Arche-Verlag. (208 S.)

² *Anni Carlsson*, Gesang ist Dasein. Rilkes geistiger Weg von Prag nach Muzot. Ein Beitrag zur Typologie des Genius. Hamburg 1949, Hoffmann und Campe. (208 S.) DM 7.80.

³ *Karl Joseph Hahn*, Rainer Maria Rilke. Eine Studie. Regensburg 1949, Joseph Habel. (228 S.) DM 6.—

⁴ *Dieter Bassermann*, Der späte Rilke. Essen 1948, Hans von Chamier. (540 S.)

⁵ *Heinrich Kreutz*, Rilkes Duineser Elegien. Eine Interpretation. München 1950, C. H. Beck. (155 S.)

und Einsamkeit, Jubel und Trauer, Demut und geistige Hybris, Spontaneität und Reflexion? Dem Rausch der Gesichte folgt fast völliges Versiegen, der Leichtigkeit der dahinströmenden Verse die mühsame Arbeit am Wort, die er selbst mit der verbissenen Tätigkeit des Steinmetzen vergleicht. Wer ist dieser Dichter, der auf der einen Seite von religiöser Sehnsucht und Wonne überfließt und sich hinwiederum leidenschaftlich gegen Christus und das Zwielficht des Christentums wendet, bis er schließlich den Namen Gottes ganz verschweigt?

Die Kreise, die sich mit Rilke beschäftigen, gehören den verschiedensten Lagern an. Bejahung und Verneinung ist nicht an eine bestimmte Anschauung geknüpft. Ein großer Teil der eindringlichsten Arbeiten stammt von betont christlichen Männern und Frauen. Sie gehen geradezu andächtig Rilkes Worten nach. Mißdeuten sie ihn oder errahnen sie einen echten Kern, den nur äußere, zu Irrtum verführende Schalen, das heißt die christusfeindlichen Äußerungen des Dichters umgeben?

Rilkes Weg führt von der Unverbindlichkeit leichter Natur- und Liebesgedichte zu den steilen Graten der Elegien und dem Kristallgebirge der Orpheussonette. Zwar wird man, von seinen letzten Schöpfungen zurückschauend, auch schon am Anfang gewisse Wesenskeime entdecken, aber die Zeitgenossen, wie George und Hofmannsthal, setzen doch mit einer ganz anderen Bestimmtheit ein, und schon ihre Erstlinge haben volles Gewicht. Dagegen führt Rilkes Werdegang zu viel größeren Höhen. Er ringt auch mit unvergleichlich mehr Aufwand an Kraft. Schon deswegen verlohnt es sich, sich mit ihm zu beschäftigen.

Der Lebensgang des Dichters, seine Äußerungen über die Kunst und seine Werke selbst sollen der Gegenstand unseres Versuches sein.

Der aus wirtschaftlich auskömmlichen, im geistigen Grund unglücklichen Familienverhältnissen stammende Sohn Prags (geboren 1875) glaubte einem uradeligen Geschlecht Kärntens anzugehören und der Letzte zu sein. Das war er. Seine Mutter sah ihn am liebsten in Mädchenkleidern. Der Vater wollte aus ihm, dem denkbar unsoldatischsten Menschen, einen Offizier machen und belastete ihn mit einer das ganze Leben vergiftenden Kadettenzeit, die in den wenigen Wochen des Kasernendienstes 1916 mit ihren schweren seelischen Erschütterungen wieder auflebte.

Als Rilke nach Abschluß seiner Gymnasialzeit von Prag nach München ging, verließ er keine Heimat. Er sollte auch nie eine Heimat finden. Heimatlosigkeit und Ruhelosigkeit sind die bestimmenden Züge des äußeren Lebens. Studentenbuden, möblierte Zimmer, Hotels, Schlösser und Landhäuser sind in bunter Folge seine Behausungen. Selten weilt er länger als ein halbes Jahr an einem Ort und in einer Umgebung. Alle Landschaften Deutschlands, Italien, Frankreich, Schweiz, Spanien und Afrika, Dänemark, Schweden, Rußland besucht er, und meistens so, daß er einen bestimmenden Einfluß erfährt. Dieser wird, wie in Rußland, Spanien, Paris sogar zu einem tiefprägenden Erlebnis. Vorübergehend ist er recht arm und in bedrängter Lage. Meist aber findet er freigebige Freunde. In seinem Verleger Kippenberg gewinnt er einen selbstlosen und opferbereiten Verwalter der wirtschaftlichen Dinge. Er weiß die Güter dieser Welt auch auszukosten. Seine

schwache Gesundheit und körperliche Empfindlichkeit erklärt, entschuldigt aber nicht immer die Ansprüche, die er stellt. Doch ist er wiederum persönlich ungemein anspruchslos. Er ist voller Hingabe, aber gleichwohl nie ein bequemer Gast. Bald bedarf er der Menschen und immer wieder neuer Menschen, bald flieht er sie und schließt sich in die Mauern von Duino und Muzot ein. Aber auch hier wieder verbindet ihn ein ungemein lebhafter Briefverkehr mit der Umwelt, mit seinen zahlreichen Freunden und Verehrern, und mehr noch den Freundinnen und Verehrerinnen.

Die Fülle der Eindrücke, Erlebnisse und Beziehungen bedeutet Reichtum, den er schöpft und ausschöpft. Alles dient ihm, zu dem Kern und dem Wesentlichen vorzudringen, das er in allen Erscheinungen wiederzufinden vermag. Auch dies erklärt die schließlich erreichte abstrakte Geistigkeit seiner Dichtung, in der gleichwohl die mannigfachsten Bilder, Vergleiche und Andeutungen zu Symbolen, zu einer konkreten Fassung seiner geistigen Schöpfung werden.

Wichtiger ist noch, daß ihn der Reichtum zu immer größerer Armut treibt. Kaum je hat ein Dichter so die Hinfälligkeit, die Hohlheit und Schattenhaftigkeit der Erde erlebt und gestaltet. Nirgendwo vermag Rilke Wurzeln zu schlagen, bei niemandem sich zu binden. Meer und Gebirge, Ebene und Hügelgelände entzücken nur vorübergehend, überwältigen im Ansturm und schlagen ihn dann in die Flucht. Ähnlich ist es mit den Menschen. Er findet die treuesten und hingebendsten Freunde, deren Schwärmen zuweilen die Zone des Peinlichen berührt. Der Dichter selbst erwidert die Neigung, ruht aus und schenkt sich. Seine Hingabebereitschaft verliert oft das Maß. Es ist aber keine eigentliche Hingabe, sondern ein grenzenloses Sich-ausgeben, das er selbst Haltlosigkeit und durchaus keine Güte nennt. Im letzten Grund behält er sich selbst. Er steigert sogar seinen Willen, in sich selbst zu stehen. Es kommt zu keiner eigentlichen Bindung, selbst mit den Frauen nicht, von Männern und Männerfreundschaften ganz zu schweigen. Rilke macht zwar Versuche. 1901 heiratet er die Bildhauerin Clara Westhoff, verläßt sie aber wieder. Um Liebe und die Möglichkeit einer neuen Ehe kreisen auch später noch seine Gedanken; ja er wirbt noch im eigentlichen Sinn (um Magda von Hattingberg). Die Freundschaft mit Frau Lou Andreas-Salomé durchdauert das ganze Leben, aber viel Fremdheit ist zwischen sie getreten.

Alles, was Rilke gibt, ist etwas von ihm, aber nicht er selbst. Sein eigentliches Ich bleibt einsam und letztlich unverstanden wie im Elternhaus und in der Kadettenanstalt. Er beklagt das oft, aber im Grunde bejaht er es und sieht darin das Wesentliche des menschlichen Daseins. In ihm ist kein wahrhafter Wille zur Mitwirkung, sondern ein entselbstetes Sich-brauchen-lassen-wollen. Das „Wir“ hat keinen unmittelbaren Sinn für ihn. Eine unbedingte Gebundenheit an einen Menschen, einen gültigen, selbst alles umfassenden Gehalt, der nicht nur durch uns Menschen hindurchwirkt, sondern auch unsere Mitwirkung verlangt, kennt und will Rilke nicht. Nie ist es ihm aufgegangen und hat er es erfahren, daß aus der Vereinigung ein Höheres wird. Das Wort Hofmannsthals „Gebunden werden und dann kräftig binden“ konnte er nicht fassen. So blieb es ihm auch eigentlich versagt, das Wesen der beiden Geschlechter zu erkennen. Er, der nicht bloß als Kind Mädchen-

kleider trug, sondern in seinem ganzen Leben weibliche Züge zeigt, machte schließlich aus der Frau Stoff; das Männliche aber auszubilden blieb ihm versagt, selbst wenn er etwa einen Vers dichtet wie „Denn im Manne will der Gott beraten sein“. Seine körperlich-seelische Liebesfähigkeit bezog sich im letzten Grund auf sich selbst, und Narziß ist ihm nicht von ungefähr ein besonders vertrautes Symbol. Sein Wesen, mochte es noch so hinfällig und bedürftig sein, blieb im Ich befangen, und sein auf das Schöne gerichteter Sinn suchte in sich das Absolute.

Ein Dichter, dessen Lebensgang so außerordentlich ist, wird auch in seiner Kunst seine eigentümliche Prägung haben. Zuerst fällt auch hier das Gegensätzliche auf. Neben der Leichtigkeit, dem Fluß, der Biegsamkeit und Weichheit seiner Verse stehen Härte und Mühe. Die Versenkung ins Sinnenhafte und das Erfülltsein vom Bild sind ebenso groß wie das Abstrakte von Fügungen, wie wir sie bei Philosophen, bei Plato und Hegel, finden. Bald strömt die dichterische Ader mühelos fort; dann kommen Zeiten wüstenähnlicher Trockenheit. Im Rausch der Eingebung gestalten sich die höchsten Versgebilde, von denen der Dichter selbst sagt, daß er einer besonderen Gnade bedürfe, um sie im Nachschauen zu verstehen. Und dann wieder sind seine Werke das Ergebnis härtester und nachhaltigster Arbeit. Nachdem Rilke Rodins Gefährte geworden war, wird die „Arbeit“ für ihn das Wesentliche. In den neuen Gedichten und in der festen Prosa des Malte Laurids Brigge ist sie am deutlichsten zu erkennen. Gerade in dem letztgenannten Werk erreicht die „Arbeit“ ihre höchste Vollendung, insofern der Gegenstand, das Gefühlsselige und Zerfließende des Zwischenreiches nur mit größter Kunst gedichtet und verdichtet werden konnte.

Es ist nicht die geringste Leistung Rilkes gewesen, daß er seiner körperlich schwachen Natur und seinem von allen Eindrücken so abhängigen und hin und her gerissenen Geist diese Arbeit abzurufen vermochte. Er wurde schließlich zu einem auch im handwerklichen Sinn des Ausdrucks gültigen Meister des Wortes. Freilich zeigen sich hier auch Schwäche und Gefahr. Die Kunst gerät in die Nähe der Manier. Während in der Frühzeit (aber auch später noch) der Fortgang des Gedankens und die Formung des künstlerischen Gebildes vom zufälligen Wort und dem Reim abhängen, stört später mehr und mehr der Eindruck, daß er nach einer Methode arbeitet. Um in den Kern vorzudringen, umkreist der Dichter seinen Gegenstand und findet schließlich die Pforte in den inneren Kreis. Indem er sie aufsprengt, legt er die Eingeweide bloß, die im gefügten Wort wie in Eis erhalten und konserviert werden. Dadurch erhält die künstlerische Schöpfung eine Dichte und ist in ihrer Mitte so zusammengezogen, daß nur wenige Werke mit ihr verglichen werden können.

Diese Wortkunst erinnert an die gleichzeitigen Bestrebungen der bildenden Kunst eines Rodin, Marc usw. Man vergleiche etwa den Tiger des letztgenannten Malers mit dem Panther Rilkes. Wenn man daneben etwa den Löwen Dürers aus dem Bilde des heiligen Hieronymus im Gehäus betrachtet, ahnt man die Kraft und den Fortschritt dieser neuen Kunst. Dennoch entsteht die Frage, wer das Wesen der Kreatur, die nach Erlösung seufzt und die in ihrer Art die Spur der Schöpfung Gottes ist, besser und vollständiger

getroffen, wer subjektiv ausgewählt und übersteigert, nicht aber restlos ins Herrliche verwandelt habe. Das „Herzwerk“ des Dichters strebt danach, Absolutes zu verkörpern und als ewige Gestalt, als einen „schrecklichen Engel“ darzustellen, den man im Anschauen ertragen muß.

Ein solcher „Arbeiter“ wird sich auch selbst häufig Rechenschaft von seiner Kunst geben müssen. In der Tat sind die Briefe und andere Äußerungen des Dichters voll von Erwägungen über seinen Beruf. Er weiß genau, daß er sich oft von der Leichtigkeit seiner Ausdrucksfähigkeit verführen ließ und sich mit dem Billigen zufrieden gab. In seinen Urteilen geschieht es zuweilen auch, daß er sich widerspricht. Von seinem Stundenbuch, das ihm am meisten zu seinem Ruf verhalf, meinte er einmal, es habe darin jeder Vers und jede Strophe ihre bestimmte Stelle und es gäbe kein Mehr und kein Weniger. Richtiger urteilt er wohl, wenn er anderswo von dem „Ungefähr“ der Gestaltung schrieb und zugab, er habe in der Art dieser Verse damals ununterbrochen weiterschreiben können. Je weiter Rilke in seiner Kunst kommt, desto mehr verschreibt er sich und verfällt er der Härte, die ihren höchsten Ausdruck in den Duineser Elegien erreicht und die er in den letzten Gedichten wenn möglich noch steigert. Es entstehen Bildungen, deren Ideal der gewollte Torso ist, der in jedem, wenn auch noch so kleinen Teil das Ganze des Gehaltes zur Darstellung bringt. Das ist der Zug zum Absoluten, das in sich selber steht. „Da ordnet um das eine Angesehene sich neu die plötzlich schauende Natur.“ An die Stelle der Rundung der menschlichen Persönlichkeit im humanistischen Sinn tritt das „bebende Gleichgewicht“ der Kräfte. Die Frau vor dem Spiegel sagt nicht: „Das bin ich; nein: dies ist. So ohne Neugier war zuletzt dein Schau'n und so besitzlos, von so wahrer Armut, daß es sich selbst nicht mehr begehrte: heilig.“

Die Prüfung des Formalen führt ohne weiteres in den Gehalt der Aussagen.

Der Höhepunkt des dichterischen Verhältnisses Rilkes ist die Entpersönlichung des „Gesang ist Dasein“. Dies ist umso bemerkenswerter, als gerade Rilke von einer so persönlichen Feinfühligkeit war, daß er sich mit einem Fahmentuch vergleichen kann, das sich jeder Bewegung willig aussetzt und ohne sie schlaff und tot ist. Wenn wir absehen von den frühesten Versuchen, in denen der Genius seine Schwingen prüfte, aber im Nachurteil selbst feststellen mußte, daß sie noch nicht trugen, so gelingt es ihm, gültig alles auszusagen, was durch ihn hindurchgeht. Selbst das, was ihm seiner Veranlagung nach höchst ungemäß ist, ergreift ihn zum mindesten vorübergehend. Das zeigen die in den ersten Kriegstagen 1914 entstandenen Preisgesänge auf den Waffengang des deutschen Volkes oder seine erste Begeisterung in den Revolutionstagen 1918. Die gefühlige Hingerissenheit des Stundenbuches oder die bis an die Grenze des Säglichen gehende Kleinmalerei der Stimmungen des Malte verraten ebenso die geistige Vielfältigkeit seines Empfindens. Ihr entspricht die Tatsache, daß er so viele und so verschiedene Menschen anzuregen, geistig zu erwecken und sich anzunähern wußte. Dennoch strebt er, wie nach Einsamkeit, nach der letzten Unpersönlichkeit des Es und des reinen Daseins. Dieses aber ist namenlos.

Ein ähnlicher und damit innerlich verbundener Gegensatz wird berührt, wenn wir feststellen, wie Rilke voller Sinnenhaftigkeit und Sinnlichkeit ist und schließlich im reinen Gedanken endet. Er läßt sich mit Lust auf den Versuch ein, die fünf Sinne in gleicher Weise anzubauen. Vom Auge ist das ohne weiteres klar. Was für ihn das Ohr war, belegt jedes Gedicht, wenn man es hört und auf den Klang achtet. Außerordentlich vermag er das Körpergefühl wiederzugeben, so daß er auch hier die Nachempfindung weckt. Das Sinnliche im engeren Sinn des Wortes bezeugt sich in seinem Dichtwerk selbst zuerst verhüllt, dann freilich bis zu peinlicher Schamlosigkeit.

In steigendem Maß — und bis zu welcher Höhe steigt der Dichter! — wird dann aber das Sinnenhafte vom Gedanken an den Rand gedrängt und schließlich nur noch dünne symbolische Hülle. Auch sie wird zurückgelassen, wie das Erdreich im Gebirge zurückbleibt und sich das Felsgestein der abstrakten Aussage entblößt: Überzähliges Dasein entspringt ihm im Herzen. Dies geschieht bei einem Dichter, der eine Fülle von Eindrücken in sich aufgespeichert hat, vom Töpfer am Nil bis zum sonntäglichen Postamt. Er sieht aber das Einzelne im Ganzen, und sein Anschauen und seine Sinneswahrnehmung wird in einer einzigartigen Allgemeinheit mit abstrakten Erkenntnissen und dem Bildungswissen zusammengefügt. Das Sägliche wird zum Sächlichen fast philosophischer Wortgebung.

Der innere Anstoß, ja der Grund einer solchen Entwicklung ist die Hinfälligkeit des eigenen Wesens und aller mit Sehnsucht und Wärme begrüßten Erlebnisse. Wie er sich in der Kadettenanstalt aus der Schar der robusten Mitschüler in einer Ecke des Kirchhofs zurückzog, wie er sich im Turm von Muzot barg, so flüchtet er in die reine geistige Anschauung. In wachsendem Ringen hatte er seine in Rußland geweckte religiöse Sehnsucht nach Gott zu erfüllen gesucht, von mystischer Vereinigung geträumt und — vorübergehend — sich ihrer gerühmt. Was ihm die Schönheit nicht bot, versuchte er dann über den Einstieg in das Dunkel und in den Abgrund, durch die Aufmerksamkeit und Liebe zum Häßlichen und Entsetzlichen zu erreichen, um sich selbst zu übersteigen. Das Namenlose erfüllte ihn schließlich.

Das Gebrechliche und Zwiespältige des Selbstbewußtseins bereitete ihm Qual, bis er in Andacht zum „Ding“ seinen Weg entdeckte. In unglaublicher Zartheit tastet er nach dem Ding oder setzt sich verbissen um in des Steines Gleichmut, um, einfachhin, da-zu-sein. Das offene Auge des Tieres wurde ihm ein weiteres Symbol. Die geschlossene Unberührtheit, das „florische“ Selbstgefühl des Mädchens, der Menschenknospe, sagte ihm dasselbe. Das höchste Bild für diesen Tatbestand wird dann der Engel der Elegien. In all dem ist Dasein und fehlt die Erbsünde dessen, der haben und besitzen will. Die Armut des heiligen Franziskus deutet er um in den Verzicht auf die Geldsummen des Geistes. So entblättert er die Rose des Weltzusammenhangs Blatt für Blatt, um am Ende zu glauben, den wahren Sinn der Welt in dem, von dem man nichts mehr aussagen kann, gefunden zu haben. So wird das Ding, der größte Gegensatz zum Geist, Norm und Inbegriff. Der Geist soll nach Rilke wie ein Ding ohne Selbstbesitz einfach da sein. Das Dunkel der Materie wird zum Höchsten und Letzten seiner Anschauung, ist Angelpunkt der Welt. Alles andere ist Abfall von der rechten Weltdeutung.

Gott, zuerst Gegenstand, wird Richtung des Herzens und schließlich wird auch dies nicht mehr genannt, da Rilke im einfachen Dasein zu stehen und zu bestehen glaubt. Malte scheiterte daran, daß er immer wieder suchte, eine Stütze zu finden, da er immer wieder um Hilfe rief und eine Antwort erwartete. Wenn er auch, der nicht von Menschen geliebt werden wollte, um sich nicht in der Bindung zu verlieren, sich schließlich dahin durchrang, diese Liebe zu ertragen, so wollte er doch von Gott noch eine Antwort. Dadurch unterlag er und ging zugrunde.

Rilke wollte über ihn hinauswachsen. Er nahm die Liebe, den umfassenden Akt des ganzen Menschen, als Ansatzpunkt seines Suchens und deutete sie als ein einsames Strahlen ins Unendliche. Liebe ist dann eine mühsame Leistung, eine Arbeit, die über die höchste Armut und Selbstentäußerung in die Freiheit führt. Statt Ich und Du mit ihren gegenseitigen Ansprüchen und Fragwürdigkeiten steht das liebende Es in einsamer Festigkeit und Abgeschlossenheit.

Das liebende Dasein muß sich vor allem im Tod und am Tod bewähren. An ihm entscheidet sich das Leben. Vergebens sucht Rilke nach einem Wort, das in sich beides, Leben und Tod zugleich bedeutet. Der Augenblick des Todes gewährt die Möglichkeit, einfach da zu sein, wenn man ihn bejaht. Dort ist das ganze Sein des Lebens gesammelt. Er ist schlechthinnige Gegenwart, wie sie auch das Ding hat. Neue Möglichkeiten, neuer Wandel und damit neue Hinfälligkeiten, neues Versagen, neues Hoffen verlieren hier ihren Sinn. Schon im Stundenbuch hat er darum Gott angerufen: „Erfülle, du gewaltiger Gewährer, nicht jenen Traum der Gottgebärerin, — Richt auf den Wichtigen: den Tod-Gebärer, und führ uns mitten durch die Hände derer, die ihn verfolgen werden, zu ihm hin.“ Bei dem Tod ist man schlechthin beim „Hier“ im Welteninnenraum. Der Weg dorthin führt über die Berge des Urleids in den Elegien und ermöglicht dann die einer Toten gewidmeten Preisgesänge des Opheus: „Hiersein ist herrlich.“

Es ist überaus mühsam, diesen Weg des Dichters nachzuvollziehen, der in einer Fülle von Gesichtern und Symbolen, nicht in einer Kette von Gedanken, zum Ende zu kommen sucht. Hat man sich aber einmal im Versuch des Nachlebens hindurchgeföhlt, lichtet sich das Dunkel Rilkes. Die schönen Gestalten werden dann wirklich Versuchungen, an denen man vorüber muß. Je mehr man hinter sich bringt, desto näher ist man der Vollendung. Rilke war überzeugt, daß er in seinem Tod dieses Daseins teilhaftig sein werde. Darum dichtet er sich auch seine Grabinschrift: „Rose, oh reiner Widerspruch, Lust, Niemandes Schlaf zu sein unter so viel Lidern.“

Wer diese geistige Folge in sich aufnimmt, wird erkennen, daß die Frage nach der Existenz Gottes für Rilke nicht mehr besteht. Es ist ebenso abwegig, ihm Leugnung Gottes zuzuschreiben wie ihn des Pantheismus zu zeihen, wozu das Wort vom Weltinnenraum oder vom Hiersein verführen könnte. Der Mensch ist zum geistigen „Es“ geworden, das sich über alle anthropomorphen Aussagen erhebt und in der Erhebung alles Frühere preisen zu können glaubt. Von Gott gibt es keine Aussage mehr. Ob er da ist oder nicht, das ist nicht die Frage. Zwischen ihm und dem Dichter besteht „Diskretion“. Einst konnte Adam im Paradies an der Hand und in der Ge-

meinschaft Gottes allem seinen Namen geben, die Gottferne aber führt den Dichter zum Namenlosen.

Ein solcher Dichter wird erst recht nichts mit der Offenbarung des dreipersonlichen Gottes im menschengewordenen Wort anzufangen wissen. So wird Rilkes Abneigung, ja Haß gegenüber Christus und Christentum verständlich. Rilke will die Schattenhaftigkeit der Erlebnisse überwinden, auch er Sucher nach dem Absoluten und Unbedingten. Christus aber ist Mittler. Hier und da schreibt ihm der Dichter die eigene Auffassung der Liebe, das Strahlen ins Unendlich-Leere zu: „Die Christen haben nicht erkannt, daß er ein Zeigefinger war, und haben wie Hunde nach seiner Hand geschnappt.“ „Statt vom Kreuzweg aus, wo nun der Wegweiser hoch aufgerichtet war in die Nacht der Opferung hinein, statt von diesem Kreuzweg aus weiterzugehen, hat sich die Christlichkeit dort angesiedelt und behauptet, dort in Christus zu wohnen.“ Aber das eigentliche Urteil bleibt eine völlige Verwerfung des Mittlers, des Erlösers von Sünde und Schuld, der Stütze und des Trostes. Das Leben jedes Menschen ist soviel wert, als er die Trostlosigkeit auf sich nimmt und gerade in der untröstlichen Trostlosigkeit das Tor zum Sein sieht. Es ist unmöglich, Rilke umzudenken und für das Christliche zu retten, indem man etwa versucht, die konkreten Erscheinungen christlicher Lebensart, das Dogmatische und Kirchliche, das Gehaben der Christen, deren Ungenügen ein dem Wesentlichen zugewandter Geist erkannt habe, für Rilkes Haltung verantwortlich zu machen. Seine „religiöse Produktivität“ geht ganz andere Wege. Wie für ihn der Tod der höchste Akt des Lebens ist, so ist das „Es“, von dem nichts ausgesagt werden kann und das nichts von sich aussagt, alles. Die Welt in ein Diesseits und Jenseits zu teilen, geht nicht an und ist die schlimmste Verirrung zumal des Christentums, von dem man höchstens sagen kann, es stehe als irgendeine Hypothese an der göttlichen Peripherie. Das gestaltlose Es als reiner Akt ist an die Stelle des personalen Gottes getreten. Wer die alle Erscheinungen begleitende Trostlosigkeit überwunden, überstanden und hinter sich gebracht hat, mag denn rühmen und die Fülle und Mächtigkeit seines Gemütes am Hiesigen entfalten. Rilke ist nicht dazu gekommen. „Halten wir uns dem Wandel zwischen die Zähne, daß er uns völlig begreift in sein schauendes Haupt.“ Der seine Kinder verschlingende Saturn war alles, was er erreichte.

Die Haltung Rilkes zur Zweiheit der Geschlechter, zu Liebe und Ehe zwischen Mann und Frau, zu echter Freundschaft, zu verantwortlicher Mitwirkung unter den Menschen in der Geschichte und in der Welt der Dinge ergibt sich aus diesen Voraussetzungen von selbst. Er verneint sie.

Man kann alle Schönheiten der Rilkeschen Kunst würdigen, man kann erschüttert vor seiner rein menschlichen Leistung stehen, die er sich in unsäglichlicher Geduld abrang, man kann — oft — seine unerbittliche Aufrichtigkeit bewundern. Dennoch kann man sich nicht der Erkenntnis verschließen, daß in der Rilkeschen Dichtung eine Verkehrung der Wesenheiten und ihrer Ordnung enthalten ist. Der lebendige Zusammenhang zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen den Menschen, zwischen Mensch und Welt besteht hier nicht mehr.

Um so drängender wird die Frage, warum dieser Dichter eine solche Anziehungskraft ausübt und weshalb ernste Geister es für ein vordringliches

Anliegen halten, in sein Werk einzuführen. In Rilke verdichtet sich die Not der Gegenwart. Darin, daß er Zeuge der Arbeit ist und durch Wort und Beispiel den Arbeiter preist, daß er in zähem Bemühen ringt, verkörpert sich die herrische Kraft eines Geschlechtes, das auch die Atome sprengt. Der unerbittliche Wille um die möglichst scharfe Bestimmung der Gegebenheiten und auch der undeutlichsten und im Dunkel verwurzelten menschlichen Regungen, vollzogen mit dem verständnisvollen Nacherleben aller Hinfälligkeiten, wie bei Malte, wird das bewunderte Vorbild der nach Hilfe Ausschauenden, wird Haltung und Hoffnung so vieler Werdenden, Suchenden, Ungeborgenen. Schon allein das Nacherleben verschafft ihnen Erleichterung. Dazu kommt die lebenswürdige Form der Briefe, kommt die Weichheit und träumerische Verschwärmtheit der ersten und mittleren Werke Rilkes. So konnte das Stundenbuch bei vielen an die Stelle der Heiligen Schrift oder der Nachfolge Christi treten. Der Dichter strahlt Aufrichtigkeit aus; er ist ein großes Talent, das sich bemüht und doch nicht Forderungen stellt, die das Leben verändern sollen. Im Gefühl werden die Nöte überwunden und die große, übergroße, aber ins Allgemeine und Gemeinschaftsleben verschwimmende „russische“ Sehnsucht beschwichtigt. Andere wieder begeistert die schöne Geschlossenheit seiner Kunst, die voller Atem und Wirklichkeit ihre Gebilde baut.

Rilke regt an, weil er zwischen Naturverbundenheit und dem Kultur- und Zivilisationswissen steht (wie beklagt er die Lückenhaftigkeit seiner Bildung, das Fehlen eines festen Stammkapitals an Wissen und Kenntnis!). Wer immer zwischen Natursehnsucht und dem oft so zufälligen geistigen Besitz, im eigentlichen Sinn ungeformt und ungebildet, taumelt, wird sich von Rilke angesprochen fühlen. Er wird sich nicht daran stoßen, daß er das bedeutende und das unbedeutende Wort mit dem gleichen Nachdruck ausspricht und zwischen Dichterischem und Undichterischem nicht unterscheidet.

Tiefer führt es, wenn wir beachten, wie Rilke sein eigenes Ich und das seiner Leser von der Hinfälligkeit, Begrenzung, dem Zufall und der Angst zu befreien spricht. Das lockende Allgemeine des russischen Erlebnisses, das die Verantwortung abnimmt und im Dunkeln die Rätsel zu lösen vorgibt, scheint den Weg ins Offene zu weisen, das der Verzagte und Gescheiterte um so heißer ersieht, als er von sich selbst befreit zu werden wünscht.

Letztlich ist es die umfassende Schau des Dichters, die von allen Seiten ausgeht und alles auf eine Mitte führt. Wer immer an der Vielfalt und Zerstreuung leidet, wer sich in der Verwirrung nicht auskennt, erwartet vom Dichter eine Führung, die sein unbedingter Wille zum letztlich Haltbaren und Gültigen verheißt und seine Dichtung ausspricht. Rilke verkörpert also in Wahrheit in seiner Person die aus ihrer Mitte und ihrer Ordnung gefallene Menschheit der Gegenwart. Er ist der lebendige Träger aller ihrer Sehnsüchte; er ist offen für alle ihre Hoffnungen, die schließlich auf das Absolute gehen. Da er zugleich mit solcher Kraft des Wortes Zeugnis gibt, wird nicht nur der Schweifende sich gern Rilke anvertrauen. Auch diejenigen, die den Menschen unserer Tage ihre eigentliche Heillosigkeit aufzeigen und sie retten wollen, werden seine Dichtungen als geformte Diagnose be-

grüßen und versuchen, den aus der Fassung geratenen Mitmenschen zur Ordnung und zum Heil zurückzuführen.

Hier aber endet die Bedeutung Rilkes. Das Heil liegt nicht im florischen Dasein, nicht in der Befreiung vom Ich um jeden Preis, nicht im allgemeinen. Nur in dem Gegenüber von Ich und Du, bei dem das Ich seine Verantwortung bewahrt und sich zugleich wahrhaft hingibt, steht die Wahrheit. Das gilt für Schöpfer und Geschöpf, Mann und Frau, für die Freunde und, in einem wahren, wenn auch innerlich anderem Sinn, für Mensch und Welt, Mensch und Ding. Hier hat Rilke nichts Eigentliches zu sagen, und wer einzelne Worte und Aussagen von ihm anführt, verkennt ihren wahren Zusammenhang. Rilke kann Versuchung zu gemütsweichem Verströmen wie zu letztem Geistesstolz werden, der in die Erstarrung der Einsamkeit führt. Rilke kann nicht „Vater unser“ sprechen. Er kennt nur den reinen Bezug, nicht die aufeinander Bezogenen.

Jeder Dichter bemüht sich um der Menschheit große Gegenstände. Jeder wird geprägt durch seine Zeit und ihre Kräfte. Die Größe des Dichters aber bemißt man insgesamt daran, daß er trotz des persönlichen Eigentones und der Verwurzelung in seiner Zeit eine überzeitliche und allgemeingültige Antwort und Formung fand. Niemand wird daran zweifeln dürfen, daß Rilke mit einer Hingebung und Aufrichtigkeit, die ihn über die meisten seiner Zeitgenossen und dichterischen Ahnen stellt, um diese höchsten Gegenstände gerungen hat. Wenn wir als Kinder unserer, das heißt seiner Zeit uns auch nicht vermessen dürfen, abzuwägen, was bleibt und was vergeht, so scheint uns doch das Urteil berechtigt, daß Rilke seiner Zeit und ihrer Verlorenheit verhaftet und verfallen blieb. Dazu kommt, daß Rilke einerseits den Eindruck erweckt — und er ist voll begründet —, mit allem Ernst zum Letzten vordringen zu wollen, und daß er andererseits aus rein ästhetischen Gründen seine Gedichte baut und abschließt, damit sie „schön“ sind. Es ist sogar nicht ungerecht, wenn man ihm manchmal ein Spiel mit dem schönen Schein vorwirft. Daß er trotz manchem lobendem Wort zu keinem der ganz großen Meister der Wortkunst, zu den griechischen Tragikern, zu Homer, Dante, Cervantes, Goethe ein eigentliches Verhältnis gehabt hat, ist gerade in diesem Zusammenhang wichtig.

Rilke wollte Herzwerk leisten, wollte zum Wesen und zum Wesentlichen vordringen. Es ist kein billiges Wortspiel, wenn wir sagen, daß er der Dichter des Ver-wesens sei. Wie alle Weltinhalte und ihre Bezüge im schönen Schein ineinander verschwimmen und sich auflösen und das Ich zum Staub und zum Stein des „Es“ entseelt wird (auch rein formal: „Ein für alle Male ist's Orpheus, wenn es singt“), ist bei Rilke erschütternd nachzuerleben. Das aber ist Tod, der uns „bestürzt“, wenn ein zur Seligkeit Berufener „fällt“, ihm (dem Tod) verfällt.